

Sprache des Ruhrgebiets im Wandel

1. Die Industrie geht, die Sprache bleibt

Sprachwandel vollzieht sich in der Regel langsam. Ein Teil unseres heutigen Wortschatzes stammt noch aus vorindustrieller Zeit. Das fällt nicht weiter auf, weil Sprache sehr flexibel ist und sich veränderten Umständen gut anpasst. D.h. wir, die Sprecherinnen und Sprecher, passen sie an, und es ist gut denkbar, dass auch heute noch jemand den Esel in die Mühle kommen lässt, wenn er Kindern klarmachen will, dass sie in bestimmten Situationen grüßen sollen.¹

So wird auch die Industrie in der Sprache weiterleben, wenn sie sich in der Realität längst verabschiedet hat. Der Ausdruck „Kumpel“² wird mit den Bergarbeitern nicht verschwinden, zumal er heute kaum noch mit diesen assoziiert wird, sondern mit ‚Freund‘, ‚guter Kollege‘ oder überhaupt ‚jemand, auf den man sich verlassen kann‘.

Ähnlich ist es mit dem Ausdruck ‚Maloche‘. Auch dieser stammt schon aus vorindustrieller Zeit, hat im Ruhrgebiet die Bedeutung ‚schwere körperliche Arbeit‘ angenommen³ und wird jetzt vor allem gebraucht, wenn jemand gelobt werden soll, weil er sich einsetzt, ohne sich selbst dabei zu schonen. Als Marc Wilmots, vier Jahre lang das Idol der Schalke-Fans, im Juli 2000 den Verein verließ, wurde wieder einmal auf seine Qualitäten als „Malocher“ angespielt.⁴ Ob (im übertragenen Sinne) Maloche zu sein, ein im Ruhrgebiet allgemein anzutreffendes Konzept von menschlicher Qualität darstellt, muss offen bleiben, vielleicht bezieht es sich nur auf den Fußball, und vielleicht ist es auch da nur ein bei Journalisten beliebtes Konzept. Jedenfalls empfiehlt es sich, bei Rückschlüssen von Sprache auf ein bestimmtes Denken vorsichtig zu sein. Beider Verhältnis ist kompliziert, und es wäre zu platt, direkt von einem der beiden Bereiche auf den anderen zu schließen. Man wird also nicht sagen können, dass die Menschen im Ruhrgebiet ein industriegeprägtes Denken konservieren, nur weil sie in ihrem Alltag viele Ausdrücke aus der Montanindustrie verwenden. Auch von modern denkenden Studierenden kann man durchaus Sätze hören wie ‚Ich muss heute eine Nachtschicht einlegen‘, ‚Plötzlich war Hängen im Schacht‘ oder ‚Ich brauch Kohle‘.

1 Im alten Platt hieß die entsprechende Redewendung: „Wat sett de Iesel, wann hä in de Müele kömmt?“ Vgl. Julius Raub (Hg.), Plattdeutsche Sprichwörter und Redensarten zwischen Ruhr und Lippe. Im Auftrag der Kortebusch-Gesellschaft, Münster 1976, 12 (Nr. 169).

2 „Kumpel“ ist aller Wahrscheinlichkeit nach im Ruhrgebiet entstanden. Zunächst bedeutete das Wort nur ‚Arbeitskamerad vor Ort‘.

3 Vgl. dazu Udo Lakemper/Heinz H. Menge, Nicht nur *Maloche* – aber ... Jiddische Einflüsse auf die Sprache des Ruhrgebiets, in: Jan Barbian u.a. (Hg.), Juden im Ruhrgebiet. Vom Zeitalter der Aufklärung bis in die Gegenwart, Essen 1999, S. 533–557.

4 Vgl. die Glosse „Ein Verlust“ in der WAZ Nr.166/2000 vom 20. Juli 2000.

2. Gibt es eine spezifische Ruhrgebietsprache?

Als die Sprache des Ruhrgebiets vor ca. 20 Jahren von den jungen Universitäten als Forschungsgegenstand entdeckt wurde, ging man davon aus, dass es zwischen Duisburg und Dortmund, zwischen Lippe und Ruhr so etwas wie eine einheitliche Umgangssprache gab. Aus heutiger Sicht ist das verständlich, die Annahme erscheint aber immer zweifelhafter. Es sieht eher so aus, als habe das Ruhrgebiet Anteil an größeren Gebilden, etwa der westfälischen Umgangssprache im Osten oder der (nieder-)rheinischen im Westen. Verwunderlich wäre das nicht, denn die Entstehung der heutigen Sprachform im Ruhrgebiet hat viel mit der westfälischen bzw. niederrheinischen (sprachwissenschaftlich: niederfränkischen) Vorgängerin zu tun, den alten Dialekten nämlich, dem sog. Platt.

Im 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts wurde zuerst in den Städten und mit einer gewissen zeitlichen Verzögerung auch in den ländlichen Gebieten vom Platt auf das Hochdeutsche umgeschaltet. Da der Abstand dieser beiden Sprachformen (linguistisch: Varietäten) sehr groß ist, fiel es nicht leicht, die hochdeutsche Norm zu erreichen. So sind zahlreiche Interferenzen aus dem Platt ins Hochdeutsche übernommen worden und sind dort fest geworden, d.h. sie sind an die nächsten Generationen weitergegeben worden.

Dass sie im Laufe der Zeit nicht verschwunden sind, hängt damit zusammen, dass Sprache auch wichtige soziale Funktionen erfüllt, sie signalisiert Zusammengehörigkeit, sie trägt aber auch zur Abgrenzung bei. Abgrenzen wollte man sich zu Beginn des 20. Jahrhunderts vor allem gegenüber den Zuwanderern aus den preußischen Ostprovinzen, etwa gegenüber den Masuren aus Ostpreußen oder den eigentlichen Polen aus den Provinzen Posen und Oberschlesien. Heute scheint der Gebrauch umgangssprachlicher Elemente eher mit einem ruhrspezifischen Wir-Gefühl in Zusammenhang zu stehen.

Allerdings gibt es kein sprachliches Element, das als ruhrspezifisch zu betrachten wäre. Von den ca. 30 Merkmalen, die für die Umgangssprache des Ruhrgebiets aufgelistet worden sind,⁵ lassen sich alle auch außerhalb der Region nachweisen. Das gilt sowohl für ‚dat‘ und ‚wat‘, das wohl bekannteste Merkmal, als auch für die Längung von Kurzvokalen, vor allem vor vokalisiertem R, das Merkmal, bei dem kaum jemandem bewusst ist, dass er es verwendet.⁶ Es scheint so zu sein, dass es allenfalls eine spezifische Kombination von Merkmalen gibt, die als ruhrspezifisch bezeichnet werden kann. Dabei dürften bei den sog. Kontraktionen am ehesten Ruhrgebietstypica zu suchen sein, also etwas bei Formen wie ‚hasse‘, ‚ham-

5 Vgl. Arend Mihm, Die Realität des Ruhrdeutschen – soziale Funktion und sozialer Ort einer Gebietsprache, in: Konrad Ehlich u.a. (Hg), Sprache und Literatur an der Ruhr (= Schriften des Fritz-Hüser-Instituts der Stadt Dortmund. Reihe 2: Forschungen zur Arbeiterliteratur 10), 2. erw. und überarb. Aufl., Essen 1997 [1. Aufl. 1995], S. 17f.

6 Vgl. Arend Mihm (Hg), Sprache an Rhein und Ruhr. Dialektologische und soziolinguistische Studien zur sprachlichen Situation im Rhein-Ruhr-Gebiet und ihrer Geschichte. Mit 22 Karten und 7 Abb. (= ZDL. Beihefte. N.F. 50), Stuttgart 1985, S. 183.

wa‘, ‚hamse‘ für ‚hast du‘, ‚haben wir‘, ‚haben sie‘, wobei zwischen diesen beiden Endstufen noch mehrere Zwischenstufen anzusetzen sind.⁷

Gegen eine Überbetonung der Einheitlichkeit der Umgangssprache spricht auch eine der Überregionalität gegenläufige Erscheinung: In letzter Zeit ist man immer mehr auf eine Binnendifferenzierung innerhalb des Ruhrgebiets aufmerksam geworden. Die war auch vorher nicht unbekannt, wusste man doch seit langem, dass die sog. „Rückversicherungspartikel“ ‚nicht wahr‘ im östlichen Ruhrgebiet ‚wol‘, im westlichen dagegen ‚ne‘ lautete. Und dass es neben ‚Pittermesser‘ auch ‚Hümmelchen‘ gab, ist auch schon seit langem bekannt. Nun haben aber Befragungen ergeben, dass zumindest die passive Kenntnis einzelner Ausdrücke regional und lokal stark voneinander abweichen kann. So ist die Redewendung „Wir sind noch lange nicht am krausen Bäumchen“ vor allem in Essen bekannt, „Flitsch“ für „Kino“ in Teilen von Essen und Umgebung.⁸ Untersuchungen haben auch gezeigt, dass es erhebliche altersspezifische Unterschiede bei der Geläufigkeit einzelner Ausdrücke gibt.

3. Zur Schichtung der Varianz

Wie in Abschnitt 2 angedeutet, sind die im Ruhrgebiet anzutreffenden Varianten nicht auf derselben Stufe anzusiedeln. Bis vor kurzem meinte man noch, es gebe davon zwei: die sogenannte Standardsprache und den sogenannten Substandard. Die alten Dialekte blieben bei dieser Einteilung außen vor, da sie im heutigen Ruhrgebiet kaum noch eine Rolle spielen. Aber was nun genau dem Standard, was dem Substandard zuzuordnen ist, stellt sich als recht kompliziert dar. Die Spirantisierung des (mit dem Buchstaben g geschriebenen) [k] am Ende eines Wortes (‚Flug‘, ‚Berg‘) oder vor einer Endung (‚genügt‘, ‚gesagt‘) ist in ganz Norddeutschland derart üblich, dass sie selbst in öffentlichen Reden anzutreffen ist. Sie scheint auch in Süddeutschland akzeptiert zu sein, d.h. sie unterliegt dort keinen auffälligen Bewertungen. Es scheint daher zweckmäßig zu sein, in solchen Fällen von Merkmalen eines „Regionalen Standards“ zu sprechen. Üblich im Ruhrgebiet und in weiten Teilen Westfalens ist auch die schon erwähnte Längung von Kurzvokalen (in Kirche, Kürze, Kurs, Kerze, Körper, Chor). Allerdings unterliegt diese Aussprache andernorts einer leicht negativen Bewertung. Sie wäre aus diesem Grunde dem Substandard zuzuordnen.

Auch innerhalb des Substandards ist sicher noch weiter zu differenzieren, etwa in standardnahen und standardfernen Substandard. Aber hier ist die Sprachwissenschaft noch nicht weit

7 Vgl. Heinz H Menge, Noch einmal von vorn? Zur Systematisierung der sprachlichen Variation im Ruhrgebiet, in: Ehlich, S. 39–55 und Kerstin Salewski, Zur Homogenität des Substandards älterer Bergleute im Ruhrgebiet (= ZDL. Beihefte 99), Stuttgart 1998.

8 Vgl. Claudia Crede/UDO Lakemper, Empirische Untersuchungen zur Phraseologie im Ruhrgebiet, in: Dietrich Hartmann (Hg.), „Das geht auf keine Kuhhaut“ – Arbeitsfelder der Phraseologie. Akten des Westfälischen Arbeitskreises für Phraseologie/Parömiologie 1996 (= Studien zur Phraseologie und Parömiologie), Bochum 1998, S. 108.

gekommen, deshalb soll an dieser Stelle auch kein Vorschlag für eine weitere Unterteilung gemacht werden.

Es sei aber betont, wie wichtig es ist, die sprachlichen Eigentümlichkeiten der eigenen Region zu kennen. Wer in beruflich relevanten Situationen Merkmale verwendet, die unbewusste Bewertungen auslösen, mindert möglicherweise seine Chancen, etwa in einem Vorstellungsgespräch. Hier käme der Schule eine wichtige Aufgabe zu; es ist allerdings zu konstatieren, dass auch ein Großteil der Lehrerinnen und Lehrer kaum über ausreichende Kenntnisse der sprachlichen Varianz im Ruhrgebiet verfügt.

Inwieweit Bewohner des Ruhrgebiets in der Lage sind, zwischen den verschiedenen Stufen der Varianz zu wechseln, lässt sich im Detail noch nicht beschreiben. Es gibt sicher Menschen, die sowohl den regionalen Standard als auch den standardfernen Substandard beherrschen und beide Sprachformen situationsspezifisch einsetzen können, d.h. in öffentlichen Situationen den Standard und in privaten Situationen den Substandard verwenden. Diese Fähigkeit dürfte aber nicht durchgängig anzutreffen sein. Im Gegenteil: Untersuchungen haben gezeigt, dass bei Schülern Standard und Substandard recht nahe beieinander liegen.⁹ Das bedeutet nicht, dass jede/r nur über eine einzige Stufe verfügt. Auch unterhalb des regionalen Standards sind ja mehrere Stufen anzusetzen; hier haben Untersuchungen gezeigt, dass Sprecher aus dem Ruhrgebiet teilweise virtuos zwischen den Stufen wechseln können, und zwar innerhalb eines Gesprächs bzw. Gesprächsabschnitts.¹⁰

4. Benachteiligung von Sprechern des Ruhrgebietsdeutschen?

Ernst genommen werden sollten neuere Untersuchungen, die sich mit Benachteiligungen von ruhrgebietsdeutsch sprechenden Kindern in der Schule beschäftigen. In einer Duisburger Staatsexamensarbeit¹¹ wurde nachgewiesen, dass Schülerinnen und Schüler, von denen die Lehrerinnen und Lehrer annahmen, dass sie Substandardsprecher waren, auffällig seltener für das Gymnasium empfohlen wurden als die, von denen man annahm, dass sie den Standard sprechen – und das bei annähernd identischen Intelligenzquotienten. Natürlich benachteiligt nicht die Sprache, die Ursachen sind eher in den Vorurteilen auf Seiten der Lehrkräfte zu suchen. Bestimmte sprachliche Signale lösen die Vorstellung aus, jemand sei Sprecher der Ruhrgebietssprache; mit dieser wird die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Schicht assoziiert, und bei einem Angehörigen dieser Schicht wird angenommen, dass er – aus wel-

9 Vgl. Beate Scholten, Standard und städtischer Substandard bei Heranwachsenden im Ruhrgebiet (= Reihe Germanistische Linguistik 88), Tübingen 1988. Die Autorin interpretiert ihre Ergebnisse allerdings gegenteilig.

10 Das zeigt die Untersuchung von Salewski (Anmerkung 7).

11 Siehe Simone Kleine-Grefe, Haben ruhrdeutsch sprechende Kinder Schulschwierigkeiten? Staatsexamensarbeit Duisburg 1999 (unveröffentlicht).

chen Gründen auch immer – Probleme auf dem Gymnasium bekommen könnte. Wenn das stimmt, ist dies alarmierend. Der Sprachwissenschaft kommt hier die wichtige Aufgabe zu, Genaueres herauszufinden. Auch sie muss sich darum bemühen, ihre Erkenntnisse zu verbreiten.

Dass die Sprache des Ruhrgebiets die Vorstellung von Schichtzugehörigkeit auslöst, ist im Übrigen schon länger bekannt. In einem Experiment, bei dem eine Sprachprobe vorgespielt wurde, gaben die Probanden fast durchgängig an, sie assoziierten mit der Sprecherin den Beruf einer Fabrikarbeiterin oder Raumpflegerin.¹² In einer ähnlich angelegten Untersuchung wurden männlichen Sprechern die Berufe Bergmann, Fabrikarbeiter oder Handwerksmeister zugeordnet.¹³

In diesen Untersuchungen wird deutlich, dass die Sprache des Ruhrgebiets wenig Prestige hat. Und wenn es tatsächlich noch der Fall sein sollte, dass Sprechern dieser Sprache eine geringere Bildungsfähigkeit zugetraut wird, hat das eine lange Tradition. Und die Wissenschaft hat ihren Teil dazu beigetragen. In der ersten größeren Untersuchung zur Sprache der Arbeiter von Otto Basler aus dem Jahre 1914 kommen die Bergarbeiter aus dem Ruhrgebiet schlecht weg.¹⁴ Sie gehören fast alle zur „4. Schicht“. Und die beigegebenen Zitate werden dem zeitgenössischen Leser die Haare zu Berge haben stehen lassen:

ich mehte gerne Polnische Agittator werden aber ich kan Nicht gudschreiben (4. Schicht) mir Macht das fergnügen mir Beidifamilichje Alkohol Strinke ich Serwenik. Wen Manfilalkohol trink Dakaman nicht Arbeiten und Auchnichzlesen. Da hat man fermischte gedanken wen mahm fil alkohol trink. (4. Schicht)

Der Autor hat vor allem orthographische Fehler analysiert. Dabei hat er herausgefunden: „Wo sich beim Metallarbeiter 1 Fehler findet, stehen beim Weber 3, beim Bergmann 5 1/2“.¹⁵ Der Bergmann findet sich also ganz unten auf der Skala der Bildungsschichten. Was Basler überhaupt nicht bemerkt zu haben scheint, ist die Tatsache, dass es sich bei Sprachproben wie den beiden zitierten um das Deutsch von Zuwanderern handelt, deren Muttersprache Polnisch war! Wie elaboriert die sprachlichen Fähigkeiten von Bergleuten um

12 Vgl. Mihm, S. 180–182.

13 Kerstin Neumann, Zum Prestige des Ruhrgebietsdeutschen. Eine empirische Studie am Beispiel der Stadt Essen, Magisterarbeit, Bonn 1992 [unveröffentlicht], S. 102.

14 Vgl. Heinz Menge, Sprachgeschichte des Ruhrgebiets [im Druck].

15 Basler 1914, S. 260. Die Einteilung in vier Schichten geht auf die Quelle zurück, die Basler ausgewertet hat, Adolf Levensteins bahnbrechende Untersuchung von 1912 „Die Arbeiterfrage“ (vgl. Anm. 16). Levenstein hat die von ihm befragten Arbeiter unter eher ideologisch zu nennenden Gesichtspunkten in vier Schichten eingeteilt. Bei ihm gehören 72,7% der 810 befragten Bergarbeiter, aber nur 24,6% der Berliner Metallarbeiter zur „Massenschicht“, d.h. der Schicht, die seiner Einschätzung nach für eine sozialistische Agitation nicht erreichbar war.

1910 teilweise waren, zeigen etwa die Briefe des Gladbecker Bergmanns Max Lotz, dem im Übrigen auch die ersten Belege für „Kumpel“ zu verdanken sind.¹⁶

5. Blick in die Sprachgeschichte des 20. Jahrhunderts

Die bei Basler konstatierte Unkenntnis, was die sprachliche Situation im Ruhrgebiet betrifft, ist nicht untypisch. Auch heute ist zum Beispiel kaum bekannt, dass nicht nur „Polen“ ins Ruhrgebiet gekommen sind bzw. dass zu differenzieren ist zwischen eigentlichen Polen und den Masuren aus der Provinz Ostpreußen. Grobe Schätzungen besagen, dass 1905 von den 2,5 Millionen Bewohnern des Ruhrgebiets ca. 300.000 aus der Provinz Posen und ca. 150.000 aus Ostpreußen stammten, in der Regel also Masuren waren.¹⁷ Ganze Stadtteile im mittleren Ruhrgebiet waren masurisch geprägt, was sich an einer Statistik für 1900 ablesen lässt: So arbeiteten auf der Schachtanlage „Graf Bismarck I/II/III/IV“ in Gelsenkirchen 121 Oberschlesier, 215 Posener, 223 Westpreußen, 6 Litauer, aber 2.174 Masuren. Auch Gelsenkirchen-Schalke war ein masurisch geprägter Stadtteil, was sich noch in der Herkunft der Spieler der Schalker Meistermannschaft von 1934 bemerkbar macht: Von den elf Spielern hatten sieben ostpreußische Eltern, darunter auch Fritz Szepan und Ernst Kuzorra.

Zwischen Masuren und eigentlichen Polen zu unterscheiden, ist deshalb wichtig, weil sie sich in ihrem Verhalten der eigenen Muttersprache gegenüber deutlich unterschieden. Die Masuren haben nicht einmal den Versuch gemacht, ihre Sprache an die nächste Generation weiterzugeben. Das lässt sich aus einer zufällig erhobenen, für die Sprachgeschichte des Ruhrgebiets sehr wichtigen Statistik aus dem Jahre 1910 herauslesen.¹⁸ Ein Zitat aus dem Jahr 1899 möge belegen, welche Einstellung bei Masuren anzutreffen war. Der Prediger Otto Rauch berichtet, die Mitglieder des Ostpreußischen Arbeiter-Vereins zu Essen-Katernberg hätten selbst den Wunsch ausgesprochen, dass bei den monatlichen Versammlungen nur deutsch gesprochen werde. Er fährt fort: „Ich freue mich jedesmal darüber, mit welchem Eifer daselbst die Leute der deutschen Sprache Herr zu werden suchen. Beim jährlichen Stiftungsfest werden jetzt die Reden nur in deutscher Sprache gehalten, ebenso werden nur deutsche Lieder gesungen“.¹⁹

16 Adolf Levenstein (Hg.), *Aus der Tiefe. Arbeiterbriefe. Beiträge zur Seelen-Analyse moderner Arbeiter*, Berlin.o.J. [1909], S. 29.

17 Heinz Menge, *Einflüsse aus dem Polnischen im Ruhrgebiet? Exemplarische Behandlung eines Kapitels aus der „Volkslinguistik“*, in: Mihm, S. 162 und S. 231–233 sowie Heinz H. Menge, *Sprachenpolitik gegenüber fremdsprachigen Minderheiten im 19. Jahrhundert: „Polen“ an der Ruhr*, in: Rainer Wimmer (Hg.), *Das 19. Jahrhundert. Sprachgeschichtliche Wurzeln des heutigen Deutsch (= Institut für deutsche Sprache. Jahrbuch 1990)*, Berlin/New York, S. 127.

18 Vgl. dazu Menge, *Einflüsse*, S. 233–236.

19 Hans Jürgen Brandt (Hg.), *Die Polen und die Kirche im Ruhrgebiet 1871–1919. Ausgewählte Dokumente zur Pastoral und kirchlichen Integration sprachlicher Minderheiten im deutschen Kaiserreich (= Quellen und Studien 1)*, Münster 1987, S. 153.

Ganz anders stellt sich das Verhalten der Zuwanderer aus der Provinz Posen dar. Der genannten Statistik ist zu entnehmen, dass etwa zwei Drittel der Eltern von Schulkindern das Polnische an ihre Kinder weitergaben. Und während kaum Publikationen in masurischer Sprache erschienen sind, existierte eine Reihe von polnischen Zeitungen im Ruhrgebiet.

Der Hintergrund für das unterschiedliche Sprachverhalten ist im Selbstverständnis der Masuren und Polen zu suchen. Die Masuren sahen sich als preußische Staatsbürger, waren in der Regel Protestanten und wollten mit den Polen nicht in Verbindung gebracht werden. Umgekehrt zeigten die Polen ein ausgeprägtes Nationalbewusstsein, sahen die Masuren als Polen und deren Sprache als einen polnischen Dialekt an. Das setzt sich bis heute fort, und selbst die Tatsache, dass bei der Abstimmung 1920 über 90 Prozent der Ostpreußen für den Verbleib bei Deutschland stimmten, war und ist für viele Polen kein Grund, diese Einschätzung zu revidieren.

Nicht nur die Sprachgeschichte, auch die Erforschung der Ruhrgebietsgeschichte insgesamt muss also davon ausgehen, dass es eine polnische und eine masurische Zuwanderung gegeben hat. Für die Sprachgeschichte hat das zum Beispiel die Konsequenz, dass bei der Erforschung des wichtigen Komplexes „Namensänderungen slawischer Familiennamen“ die Unterscheidung berücksichtigt wird. Es könnte sich herausstellen, dass bei beiden Gruppen phasenweise sehr unterschiedliche Entwicklungen zu beobachten sind.²⁰

6. Einflüsse auf den Wortschatz der gesprochenen Sprache²¹

Die Zuwanderer aus dem Osten haben im Wortschatz der Ruhrgebietsprache kaum Spuren hinterlassen. Das mag verwundern, lässt sich aber mit dem Hinweis auf das geringe Prestige, das die Zuwanderer bei den Einheimischen genossen, leicht erklären. Normalerweise wird nur etwas in die eigene Sprache übernommen, das Prestige besitzt. Prestige besaß das Französische, und so sind die Wörter französischen Ursprungs Legion. An polnischen Wörtern sind heute noch ‚Matka‘, ‚Mottek‘ oder ‚Pinunsen‘ bekannt, manche kennen vielleicht noch ‚dob-

20 Zur Namensänderung vgl. Werner Burghardt, Namensänderungen slawischer Familiennamen im Ruhrgebiet, in: Günter Bellmann u.a. (Hg.), Festschrift für Karl Bischoff zum 70. Geburtstag, Köln/Wien, 1975.

21 Die auf dem Markt erhältlichen Wortsammlungen sind von unterschiedlicher Qualität. In der Regel kranken sie daran, dass die Beispiele von den Autorinnen bzw. Autoren selbst gebildet sind. Oft trüben die Zugaben die Qualität einer Wortsammlung. Das gilt etwa für Sprick 1998, wo das grammatische Nachwort von Klaus Birkenhauer „Ruhrgebiets-Deutsch in 30 Regeln“ ein Bild von der gesprochenen Sprache entwirft, das mit der Realität kaum etwas zu tun hat. Und wenn er in Regel 30 formuliert: „Risikieren Sie nie, sich im Ruhrgebiet mit irgendeiner Form von Primitiv-Deutsch, einer Art ‚Babysprache‘, ‚Gastarbeiterdeutsch‘ oder irgendeinem anderen Gestammel, anzubiedern“, dann fragt man sich erstens, wer das denn überhaupt tut, und zweitens, ob es dem Zusammenleben im Ruhrgebiet sehr förderlich ist, das Deutsch von Zuwanderern als Gestammel zu bezeichnen! – Spricks Übertragung des 1. Streichs von „Max und Moritz“ ist im Übrigen von obigem Verdikt auszunehmen. Sie ist wohl die beste der vielen Übertragungen von Literatur in die Sprache des Ruhrgebiets.

sche‘, ‚Duppa‘, ‚dupsen‘, ‚Kossa‘, ‚peronnje‘, ‚pitschen‘ oder ‚schisskojenno‘²², aber diese Lexeme gehören bestenfalls zum passiven Wortschatz.

Ungleich zahlreicher sind Wörter jiddischen Ursprungs. Dazu zählen ‚Maloche‘ und ‚Tinnef‘ als die wohl bekanntesten. Aber auch ‚Achile‘, ‚Bohei‘, ‚Bruch und Dalles‘, ‚dibbern‘, ‚Gannef‘, ‚Katzoff‘, ‚Keiloff‘, ‚Knast‘, ‚für lau‘, ‚Massel‘, ‚meschugge‘, ‚Mischpoke‘, ‚Osnik‘, ‚Polente‘, ‚Reibach‘, ‚schickern‘, ‚Schickse‘, ‚Schmus‘, ‚stickum‘ und ‚zocken‘ gehören zu den Wörtern jiddischen Ursprungs.²³ Sie sind teilweise schon für das 18. oder 19. Jahrhundert im Deutschen nachgewiesen,²⁴ scheinen im Ruhrgebiet aber vor allem in den zwanziger und dreißiger Jahren häufig gebraucht worden zu sein. Zu der Zeit hatten sie vor allem bei jungen Menschen Prestige, vergleichbar etwa den englischen Wörtern heute. Warum gerade jiddische Wörter zu den Kennzeichen der Jugendsprache gehörten, ist schwer zu ermitteln. Möglicherweise sind sie über den Umweg des Rotwelschen, der oft noch so genannten Gaunersprache, in die gesprochene Sprache gekommen und haben dann ihr Prestige dadurch gewonnen, dass sie einem Bereich entstammen, der bei den Erwachsenen auf wenig Gegenliebe stieß. Wenn man hier über Spekulationen hinauskommen will, muss im Detail noch viel geforscht werden. Fest scheint aber zu stehen, dass den jungen Menschen heute die Ausdrücke jiddischen Ursprungs weitgehen unbekannt sind.

7. Gesprochene Sprache in der Literatur

Der erste, der Eigenheiten der gesprochenen Sprache in einem literarischen Text verwendet hat, ist Karl Arnold Kortum. Zum Beispiel heißt es in seiner ‚Jobsiade‘ in Kapitel 14 (vv.40ff.):

*Ich setze noch eilig zum Postskripte:
Meine hochgeehrte und sehr geliebte
Eltern! ich bitte kindlich,
Schicket doch bald das Geld mich.*²⁵

Mit der Verwechslung von ‚mir‘ und ‚mich‘ soll hier die Naivität des Kandidaten Jobs unterstrichen werden. Hier ist zum ersten Mal die Rolle der Kasusvertauschung als Ausweis minderer Intelligenz anzutreffen, wie sie sich dann durch die gesamte Sprachgeschichte des

22 Vgl. zur Bedeutung dieser und einiger weiterer Lexeme Udo Lakemper/Heinz H. Menge, Nicht nur *Maloche* – aber ... Jiddische Einflüsse auf die Sprache des Ruhrgebiets, in: Jan Barbican u.a. (Hg.), *Juden im Ruhrgebiet. Vom Zeitalter der Aufklärung bis in die Gegenwart*, Essen 1999, S. 575f.

23 Eine Liste mit Wörtern jiddischen Ursprungs findet sich ebd., S. 580–586.

24 ‚Malochen‘ bzw. ‚Malocher‘ sind z.B. schon für 1750 gebucht. Vgl. ebd., S. 576ff.

25 Karl Arnold Kortum, *Die Jobsiade. Leben, Meinungen und Taten von Hieronimus Jobs, dem Kandidaten*. Mit den Holzschnitten der Erstausgabe [1784]. Hg. von Burghard Moennighoff, Stuttgart 1986 (Reclam = Universalbibliothek. Nr. 398), S. 55.

Ruhrgebiets hindurchzieht. Geronnen ist dieses Stereotyp auch zu einer Redewendung, nämlich zu „Der/Die kann ja nicht einmal mir und mich unterscheiden.“

Auch heute wird die Kasusvertauschung von Literaten eingesetzt, wenn sie die gesprochene Sprache des Ruhrgebiets in ihren Texten wiedergeben wollen. Uwe Lyko zum Beispiel lässt seinen Herbert Knebel in einem kurzen Text mindestens zwölfmal den falschen Kasus benutzen (ich sach Sie, ich erzähl Sie, die Erfahrenen unter Sie, von die, zu tausende, zu die nächste Anlegestelle von die Weiße Flotte etc.)²⁶. Ob die Kasusvertauschung bei Menschen im Ruhrgebiet in dieser Häufung heute anzutreffen ist, ist zu bezweifeln. Aber es geht hier ja nicht um die Nachahmung der sprachlichen Realität, sondern um eine bestimmte Stilisierung. Lykos Texte sind hochartifizuell, Elemente aus der gesprochenen Sprache sind da nur ein Stilmittel unter vielen, die eine Kunstfigur aufbauen sollen. Und wie andere Stilmittel auch, etwa die Verfremdung von Fremdwörtern, gehört zu ihrem Gebrauch die Übertreibung.

Ähnliches lässt sich bei anderen Autoren bzw. Figuren feststellen, bei Wilhelm Herbert Koch und seinem „Kumpel Anton“, bei Jürgen von Mangers und seinem „Tegtmeier“ oder den vielen anderen Autoren, die sich der gesprochenen Sprache anzunähern versuchen. Gegen deren Verfahren ist natürlich nichts einzuwenden, man muss allerdings konstatieren, dass das Bild von der Ruhrgebietsprache, nicht nur außerhalb des Ruhrgebiets, von solchen literarischen Verwendungen der gesprochenen Sprache bestimmt worden ist. Es scheint auch so zu sein, dass die Bewertungen dieser Sprachform nachhaltig durch die Figuren beeinflusst worden ist bzw. wird, die von den Autoren gezeichnet werden. Ohne es zu wollen, hätten dann Koch, von Manger, Lyko, aber auch die Autoren der Asterixbände, in denen die Übertreibung fast an eine Zumutung grenzt, zur Verfestigung eines alten Image der hiesigen gesprochenen Sprache beigetragen. Politiker wie Wolfgang Clement oder Sportfunktionäre wie Rudi Assauer dagegen, die in gewisser Weise auch als typische Vertreter der Sprache des Ruhrgebiets bezeichnet werden können, dürften kaum das Bild von dieser Sprachform beeinflussen.

26 WAZ-Wochenende vom 20.7.2000.

Résumé

Les déductions sur une certaine forme de pensée, que l'on peut faire à partir de l'analyse du langage, doivent être proposées avec précaution. Bien qu'il existe, dans le bassin de la Ruhr, un dialecte spécifiquement marqué par le phénomène industriel, ceci n'a pas été admis depuis longtemps. La recherche en ce domaine est cependant parvenue à des déclarations plus nuancées. Il est certain que la langue de la Ruhr a peu de „prestige“. Et beaucoup d'affirmations restent à prouver. Cependant, on peut attester que l'influence des immigrants polonais sur le développement de la langue de la Ruhr est beaucoup plus faible que, par exemple, l'influence sur celle-ci du vocabulaire yiddish. Les immigrants de la Mazurie voulaient manifestement avoir le moins de lien possible avec la langue polonaise et pour cela, ils s'efforçaient de parvenir à une intégration linguistique rapide. Même l'inversion des formes déclinées de *mich* et *mir* (*moi* et *me*) semble avoir représenté plus que le seul moyen littéraire employé et avoir ainsi renforcé les préjugés sur la langue de Ruhr bien au-delà de la réalité de la pratique linguistique de la population.